

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 43

Artikel: Ferdinand Vögeli mit den zwei Sprachen [Schluss]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

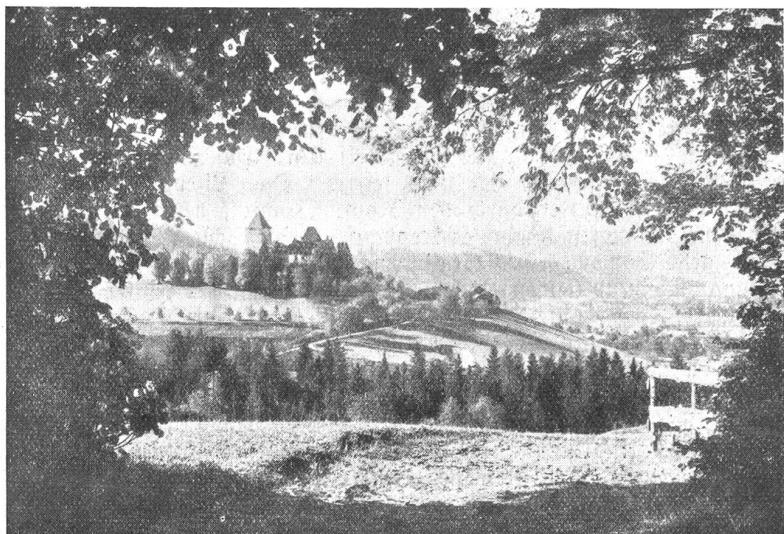
Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

J. C. begleitet, zu sehen ist. Ein anderer war Appellationsrichter im kleinen Rate zu Lausanne gewesen.

Franz Ludwig mußte an die Szene am heutigen Vormittag denken, bei welcher ihn im Bureau der Chef des Handelshauses wie einen Handlanger angefahren hatte; einer ganz geringfügigen Sache wegen. So tat es doppelt wohl, aus alten Dokumenten die Gewißheit zu erlangen, daß Angehörige der Familie ihren Platz in der Welt zu behaupten gewußt hatten. Außer dem dekorierten Daniel Franz war ein Franz Ludwig Gouverneur und Erzieher des Grafen von der Mark, des natürlichen Sohnes Friedrichs II. von Preußen gewesen, und hatte als königlich preußischer Oberst den höchsten Orden „Pour le mérite“ erhalten, sowie überdies den erblichen Adel, den die Familie Combaz, alten Ueberlieferungen gemäß, schon im sechzehnten Jahrhundert in der Person eines Anton vom Österreichischen Herrscherhause bekommen und aus unbekannten Gründen wieder abgelegt hatte.

(Schluß folgt.)



Schloß Trachselwald.

Schloß Trachselwald.

Wer von Lützelflüh oder Ramsei herkommend durchs liebliche Tälchen der Grünen wandert oder wer von einer der hochbuckligen Eggen des Emmentals in diese mit stattlichen Dörfern besetzte schöne Gegend hinabblickt, wird von einem mächtigen Burgbau mit hochragendem gewaltigem Bergfried begrüßt. Es ist das Schloß Trachselwald, die einzige noch erhaltene der vielen Burgen des Emmentals. Schloß Brandis bei Lützelflüh fiel zur Franzosenzeit der Volkswut zum Opfer. Das stolze Schloß der Deutschritter zu Sumiswald ist heute ein Armenhof. Vom Bürglein Wartenstein sind nur noch spärliche Mauerreste vorhanden. Auch Signaus Burgen sind zerstört, und von Schloß Schweinsberg, den Burgen auf Redenberg und Spitzberg weiß man bloß aus Urkunden noch, daß sie existiert haben.

Seit wohl bald 1000 Jahren steht der Wehrturm auf Trachselwald und trotzt den Stürmen der Zeit. Im Jahre 1131 tritt der Name Trachselwald erstmals in einer Urkunde auf und zwar in einer Stiftungsurkunde des Klosters Frienisberg. 1241 erscheint ein Freiherr G. von Trachselwald unter den Kyburgischen Dienstmannen. Ein Thüring von Trachselwald verkauft 1250 dem Johanniterhaus Buchsee seine Güter in Seedorf. Später waren die Herren von Rüti („Rütte bei Burgdorf“) und noch später die von Sumiswald Besitzer von Schloß und Herrschaft Trachselwald. Aber schon Ritter Burkhard auf Trachselwald nimmt (zur Zeit des Kyburgerkrieges) die Burg von Bern zu Lehen, und 1403 endlich verkauft der von Schulden bedrängte Mann die Burg mit „Twingen und Bannen“ an Bern, das in jenen Kriegsjahren (Kyburger- und Sempacherkrieg) im Emmental festen Fuß gefaßt und die österreichischen Grundherren Schritt um Schritt völlig hinausgeworfen hatte.

Trachselwald wurde nun eine bernische Landvogtei mit den 9 Gerichten (Gemeinden) Trachselwald, Huttwil, Eriswil, Affoltern, Rüderswil, Lauperswil, Langnau, Trub und Schangnau und blieb es bis 1798. Im großen Saal des Schlosses sind die Wappentafeln der 71 bernischen Landvögte zu sehen, die hier hausten. Der bekannteste und berüchtigste unter ihnen war jener Samuel Trbolet, der den Emmentaler Bauern so auffäsig war und der auch ihren Führer im Bauernkrieg, den Niklaus Leuenberger von Schönholz, gefangen nehmen und nach Bern führen ließ. Man zeigt heute noch im Turm oben den „Mörderkasten“, die Zelle, in der Leuenberger eingesperrt war, und die Ketten und den Kloß, die ihm als unnötige qualvolle Sicherung angelegt worden waren. Eine halsbrecherisch enge

und steile Wendeltreppe führt in den Turm hinauf, von dessen Dachstube aus man eine prachtvolle Rundsicht auf die Wientäler und Waldbuckeln der Emmentaler Landschaft und die stattlichen Dörfer genießt.

Heute ist Schloß Trachselwald ein bernischer Amtssitz mit den weitläufigen Amts- und Wohnräumen des Regierungsstatthalters und seiner Amtskollegen und Beamten.

Zu Füßen der Burg lag die von Jeremias Gotthelf gegründete Armenschule, die später zur Zwangserziehungsanstalt für Knaben umgewandelt wurde. Im Jahre 1927 wurde die Anstalt aufgehoben und auf den Tessenberg verlegt.

Ferdinand Bögeli mit den zwei Sprachen.

Von Frieda Schmid-Marti. (Schluß.)

Rasch macht Lisebethli die Kühe fertig und putzt sich auf für die Singstunde. Es zieht das dunkelrote Gewändlein an, schaut zufrieden in den Spiegel und dann hinein in die Stube der Mutter. „Adieu, Mutter, ich gehe jetzt ins Singen.“ — „Adieu, Lisebethli. Viel Vergnügen! Komm nicht zu spät heim, Kind.“ — „Möchtest noch etwas, Mutti?“ — „Nein, nein, geh jetzt nur.“ ... Wie hilflos die Stimme der Mutter klang! —

Es wird neun Uhr! Zehn Uhr! Ferdinand Bögeli ist noch nicht heraufgekommen. Das ist seltsam und ungewöhnlich. Unten im Geschäft schließt jemand die Rolläden. Ist es der Ferdi? — Nicht zu denken, daß nicht er es wäre! Das tut er ja immer selber. — Katharina Bögeli horcht auf. Sie horcht und horcht. Mit angehaltenem Atem horcht sie. Jetzt kommt ein Schritt treppauf. Aber das ist ja der Hans. Der nimmt immer zwei Stiegenritte auf einmal. Die Türe geht ein wenig auf: „Wie geht es, Mutterchen? — Säckerlot, jetzt werden sie neumödlich da oben.“ Hans macht runde Augen. „Das wird der Lisel ihr Werk sein?“

Die Mutter lächelt schwach. „Ja, eben, das Lisebethli hat es ganz im Verstecken gemacht. Ganz ohne mein Wissen... Aber wo ist der Vater?“

„Der wird nicht weit sein. Er redete draußen lange mit dem Jörgli und wetterte über die Stadtmodenseuche auf dem Dorfe... Du weißt ja, Mutter... Aber jetzt kommt er sicher bald! Hoffentlich kannst jetzt in dem neuen Bett recht gut schlafen, Mutter...“

„Ich glaub's, Hans.“ Aber es klingt matt. Der Glaube fehlt den Worten.

„So, gut Nacht denn, Mutter. Schlaß wohl.“ Der Hans sagt es zärtlich. Aber er hat es eilig. „Das Züsli“, denkt Katharina Bögeli und seufzt.

Jetzt ist sie ganz allein und verlassen. Geräusche der Nacht dringen an ihr lauschendes Ohr. Ein später Wagen rasselt. Ein Hündchen bellt. Eine Katze miaut. — Nichts sonst. — — Immer ängstlicher horcht sie. Mühsam richtet sie sich im Bett auf. Sie stützt sich auf den Ellbogen — und horcht. Es schlägt elf Uhr. Die Haustüre geht leise und schließt sich noch leiser. „Das Lisebethli“, fliegt es der Mutter durch den Kopf. „Spät“, denkt sie. In den Strümpfen kommt es treppauf. Seine Schlafstübentüre geht hauchweise... Katharina Bögeli verzicht den Mund zu einem kleinen Lächeln. „Ja ja, wenn der Vater da wäre, das könnte wieder etwas...“ Aber auf einmal überfällt sie von neuem die Angst. Der Vater ist ja gar nicht da... Gütiger Himmel, es wird doch nicht — es wird doch nichts mit ihm gegeben haben. ... Noch einmal horcht sie... Stille ringsum! Die Stille wächst. Wird riesengroß. Und dunkel ist die Stille!... Und drückend!... Sie macht Licht. Drüben das mächtige Himmelbett. Wie das klobig und schwer dort steht! Massig. Höhnend. Grinsend... Faltig fließt der Vorhang herab. Schwer, wie ein Sterbegewand... Das gute, alte, liebe Bett! Es redet: „Gelt, Käthi, hättest dich noch ein wenig gelitten... Wärest noch ein wenig bei mir geblieben, wäre jemand anders auch da... Der Ferdinand hat es doch gut gemeint, trotz allem. — Ja ja, Käthi! Jetzt schick dich darein.“

Ach, wie Katharina Bögeli ihr Leben plötzlich in einem ganz andern Licht sieht! Alles darin war schön. Alle Streitigkeiten, Reibereien zerflossen im sanften Lichte der Verklärung. Wie doch ihr Mann für sie geschafft hatte! Für sie, für den Hans, für das Lisebethli. Ein Guter war er gewesen! Ein Braver! Ein solider Hausvater! — — Und jetzt? Ja eben, und jetzt. — Der Angstschweiß perlt der Gequälten von der Stirne. Siedend heiß läuft es ihr über den Rücken. Mühsam steigt sie aus dem Bett. Sie setzt sich auf das Stühlchen, umwickelt die franken Beine mit Binden, zieht die Strümpfe darüber, kleidet sich notdürftig an. Sie fasst die Lehne eines Stuhles, stützt sich schwer darauf, schiebt den Stuhl vor sich her, der Türe zu. — Einmal wimmert sie leise auf vor Schmerzen. Jetzt ist sie an der Türe und jetzt öffnet sie diese, lautlos. Sie rutscht von Stiegentritt zu Stiegentritt. Die Hände schafft mehr als die Füße... Horcht — mit angehaltenem Atem. Und hört nur den eigenen, überlauten Herzschlag... Jetzt ist sie im Laden, und jetzt flammen die Lampen auf. Mit blitzschnelle durchforschen ihre Augen jeden Winkel... Nichts... Es läutet ihr in den Ohren. Sie schiebt sich weiter, immer weiter, der Werkstatt zu. Immer mühsamer geht es. „Ferdinand“, flüstert sie. Und wieder: „Ferdinand...“ In der Werkstatt dreht sie das Licht auf. Und wieder sagt sie den Namen, verzweifelt, angstdurchnässt: „Ferdinand...“ Da räuspert sich etwas hinter dem Holzwollenverschlag. War's eine Maus? — Katharina Bögeli streift hinüber. Halb humpelt sie, halb kriecht sie... Nein, es ist keine Maus... Es ist ihr Mann, der Ferdinand... Er liegt längelang in der Holzwolle, um den Leib die alte braune Wolldecke, über die Ohren die schwarze Zipfelmütze gezogen....

Im Bruchteil einer Sekunde hat Katharina Bögeli die Lage erfaßt. Sie sinkt auf einen alten Holzschemel und birgt ihr Antlitz in den Händen. Es schüttelt sie am ganzen Leib. Lange, lang... Lacht sie? Weint sie? — Endlich hat sich Katharina Bögeli gesammelt. Mit einer ganz leisen und behutsamen Stimme sagt sie: „Ferdinand, mach doch nicht den Löl...“ Zärtlich sagte sie es. — Stille. Schweigen... „Ferdinand, wir schaffen morgen das neue Bett aus der Stube und fahren wieder in der Himmelstütsche.“... Keine Antwort... Endlich, nach langem ein Räusperrn. Ein Arm bewegt sich. Ein Bein. Ferdinand Bögeli hebt ein wenig den Kopf und stützt ihn in die Hand, abgewandten Gesichtes. Schweigen... „Ferdinand, die Beine tun mir so weh, du glaubst nicht wie...“ Da fährt Ferdinand

Bögeli auf und kommt ganz schnell, umfaßt seine Frau fest und führt sie mit starkem Arm und sanfter Gewalt durch Werkstatt und Geschäft. Einmal stöhnt sie auf, verbißt und schwer. Da hebt er sie kurzerhand auf seine nervigen Arme und trägt sie treppauf. „Ins Kolderbett oder in die Himmelstütsche?“ feucht er oben. „In die Himmelstütsche“, sagt bestimmt Frau Katharina. — —

Lisebethli will seinen Augen nicht trauen am andern Morgen. Beinahe hätte es das Kaffeebrett fallen lassen. Die Mutter saß im alten Bett, in der Himmelstütsche, und wünschte ihm mit fröhlichem Gesicht guten Morgen. Frisch und aufgeräumt sah sie aus wie lange nicht. „Wie ein richtiges Bögeli“, schießt es dem Mädchen durch den Kopf. Soviel war gewiß: die erwartete Predigt wegen des späten Heimkommens fiel aus...

„Aber, aber, was soll jetzt das sein? Unser liebes Bögelimütti hödelt wieder im alten Nest. ... Hast im neuen nicht schlafen können, Mutter?“

„Nein, Lisebethli, keine Stunde. Weiß der Liebgott, was es war. Ich mußte in einem fort nuschen und fegnen. Ich konnte erst im lieben, alten Himmelbett einschlafen...“

Lisebethli steht ungläubig und schüttelt den Kopf und kann's nicht glauben, daß der ganze Feldzug gegen den Vater beendet und kampflos verlaufen sein soll. „Sonderbar“, murmelt es, „wie sind doch die alten Leute manchmal so komisch.“ Aber da reißt die Mutter es aus seiner Nachdenklichkeit. „Lisebethli“, sagte sie, und ihre Stimme hat einen zärtlich bittenden Klang, „wenn du heute ein Momentli' Zeit hast und mir einen Gefallen tun willst, so schaff das Visitenbett wieder ins Gastzimmer. Aber bald, gelt, daß es niemand sieht...“ — „Was du glaubst, Mutter“, sagt gelassen das Mädchen und geht kopfschüttelnd hinaus.

Drunten in der Werkstatt pfeift der Vater wie eine Lerche. Er pfeift den ganzen Vormittag und ist guter Dinge wie lange nicht. Er lacht und treibt mit Lisebethli sein Narrenwerk. Er legt dem Hans fünf blaue Scheine auf den Tisch und sagt: „Für den wichtigen Tag, weißt, Hans... Und alles Glück dazu und Gottes Segen.“

Hans ist faßpaff und vergißt vor freudiger Überraschung beinahe zu danken...

Nach dem Mittagessen läutet es drunten. „Ah“, schmunzelt Ferdinand Bögeli und schießt hinab in den Laden. Flink öffnet er die Türe. Zehn Sonnen gehen auf in seinem Gesicht. Der Bohren-Karl und das Brawand-Aenneli stehen vor der Türe. „Eh, grüß Gott miteinander“, redet der Bögeli holdselig und drückt den beiden die Hand. Er schießt nach hinten und trägt zwei Stühle herbei. „Da, setzt euch, bitte. Ihr werdet sicher müde sein von der harten Woche. ... Bravo, daß ihr zwei jetzt auch bald am großen Karren ziehen helft. Schön! Schön! — Aber womit kann ich dienen, wenn ich fragen darf?“

„Eh, wir sollten eben etwas im Haushalt haben...“

„Eben, eben, das dacht' ich. Und? Was darf's sein?“ erkundigt sich verbindlich der Kaufmann Bögeli.

„Vorerst das Nötigste: einen Schrank, einen Tisch, Stühle und ein Bett...“

„Was, ein Bett? — — Aenneli, mach mich nicht lachen. Kein Erdennensch kaufst heutzutage nur ein Bett. Das tat man zu Urgroßväterzeiten...“

Auf einmal wendet Ferdinand Bögeli jäh erschrocken den Kopf und blättert scheu nach der Treppe, die nach oben führt. — Nein, gotlob, es war niemand dort... Das Käthi hütete in der Himmelstütsche sein gichtfrankes Bein, und das Lisebethli mit dem „domstigs Zwänggrind“ fuhr wohl mit dem Bett ab, in die Visitenstube... Nein, es hörte ihn niemand, und er konnte seelenruhig seine Ladensprache reden...